Berliner Plauderei.

Dr. Otto Brahm. — Seine Bedeutung für die deutsche Bühnenkunst. — Revue der Berliner Theater.

Berlin, 2. Dez.

Allzu häufig läßt ein Todesfall uns darüber murren, daß entbehrliche Menschen am Leben bleiben, während solche, die der Menschheit Dienste leisten und Nutzen bringen, unverhofft und vorzeitig hinwegsterben. Natürlich sagen wir das den für entbehrlich gehaltenen Lebenden nicht gerade in's Gesicht, und uns selbst halten wir aus begreiflichen Gründen von vornherein für unentbehrlich, aber an der Bahre der Toten erheben wir unsere Stimme fast stets zur Klage darüber, daß sie uns zu früh genommen worden sind.

Solche Klagen erschallen in den letzten Tagen überall, wo Dr. Otto Brahm's Tod nur erwähnt wurde; und so wurde er nicht erwähnt? Wer irgend mit dem Theater zu thun hat, wußte, seit der Operation, der er sich unterzogen hatte, daß seine Lebenschancen, trotz der beschönigenden Zeitungsnotizen, äußerst geringe seien, und so hatte man immerhin schon ein paar Tage Zeit gehabt, sich darauf vorzubereiten etwas Verständiges und Gefühlvolles zu sagen, wenn das erwartete Ereigniß wirklich eintreten sollte. Daher mag's denn auch wohl kommen, daß thatsächlich an seiner Bahre, bildlich gedacht und ganz allgemein genommen, überraschend viel Vernünftiges und Zutreffendes geredet worden ist, daß Ueberschwängliches eliminiert erschien. Wie das zu dem Grundcharakterzug des Verstorbenen paßte!

Sein Ruhm ist ja längst auch nach Amerika gedrungen, trotzdem Brahm nicht etwa wie sein Kollege und ehemaliger Schüler Max Reinhardt für das Sensationelle oder gar für die Reklame arbeitete; er kam den Leuten nicht auf halbem Wege entgegen, er machte es ihnen im Gegentheil zuweilen durch Eigensinn besonders schwer, zum Verständniß seiner Kunst zu gelangen. Er war ja von Haus aus — — als er Berlin mit der „Freien Bühne" revolutionierte — — Naturalist, und einer der ersten Glaubensartikel des Naturalismus ist das Verbot der Phantasie, weil, nach naturalistischen Begriffen, die Natur eben auch keine Phantasie hat. Der Naturalist nimmt die Natur lediglich als eine Anhäufung von Thatsächlichkeiten hin, zu deren Erklärung er wohl die verstandesmäßige Analyse, aber bei Leibe nicht die Phantasie verwenden darf. So kam der Brahm'sche Bühnenstil eigentlich nur solchen Kunstwerken zu gute, die sich von der Romantik wie von der Sünde entfernt halten. Oder sollte es zum Beispiel bei Ibsen auch eine Romantik geben, etwa eine Seelenromantik? Wenn Sie an „Die Wildente", „Die Frau vom Meer" und noch an manches andere Ibsensche Drama denken, werden Sie sich vielleicht geneigt fühlen, das zu bejahen; aber das wäre dann doch eine recht kühle Romantik, während man sich die echte nur glühend vorstellen kann.

Aber wir brauchen uns hier nicht über die Grenzen der Brahmschen Theaterkunst den Kopf zu zerbrechen; es ist genug, daß Brahm auch über Berlin hinaus ein bißchen Theatergeschichte gemacht hat. Man wird ihn in der Chronik der deutschen Schauspielkunst unmöglich übergehen können. Auch ist die Anerkennung ja nicht auf Norddeutschlad beschränkt geblieben; wenn Brahm mit seinem Ensemble im Frühling in Wien gastspielte, waren das theatralische Feiertage für die Donaustadt. Und wer weiß, ob er nicht doch nach anderthalb Jahren den Posten eines Burgtheater-Direktors gern angenommen hätte, wäre jetzt nicht das furchtbare Krebsleiden mit dem Tod im Gefolge erschienen! Daß Brahm nicht so thöricht war, ein „universales" Programm in seinem Lessingtheater anzustreben, — — trotzdem die Verführung dazu nahe genug lag — — sollte ihm besonders hoch, und nicht etwa als Einseitigkeit angerechnet werden. Wer von uns kann denn überhaupt Bestes, Konzentrierteste leisten, wenn er sich nicht auf ein oder doch nur auf einige wenige Seiten seiner Begabung beschränkt? Und Brahm hätte zum Beispiel seine beste Seite nicht zeigen können, hätte er sich auf Schiller-Inszenierungen verlegt. Dazu war er von Natur aus viel zu sehr analysierend angelegt, und dann ferner hatte er zu eifrige Schillerstudien getrieben, um etwa „Die Räuber" im frisch, frei, frohen Studenten- und Gymnasiasten-Stil darzubieten. Damit konnten oberflächlichere Leute leichter Lorbeeren pflücken.

Was Brahm für Hauptmann gethan, kann nicht in ein paar Absätzen erledigt werden, das gehört als lange Abhandlung in die spätere Hauptmann-Biographie. Ihn hat er, schon von der „Kaffee Größenwahn"-Zeit her, ehrlich geliebt; und Hauptmann selbst wird wohl anzugeben haben, daß Brahm auch unmittelbaren Einfluß auf sein Schaffen ausgeübt hat. Ich kann mir vorstellen, daß Hauptmann's mißlungene „Ratten" ohne die außerordentliche Inszenierung und Regie eines Otto Brahm am Premierenabend garnicht zu Ende gespielt worden wären. So viel vermochte eben nur die persönliche Sympathie. Anders stand es zum Beispiel mit Brahm und Hermann Bahr; den inszenierte er allerdings auch vortrefflich, weil er an ihm und seinen Absonderlichkeiten das Interesse des Theaterpublikums hatte; bei Hauptmann dagegen ließ er die innere Sympathie noch ein Mehres thun.

Wenn ich vorhin das Wort Einseitigkeit gebrauchte, darf man den Begriff aber nicht zu eng fassen. Brahm gab uns am Lessingtheater auch Felix Philippi und Sudermann, er zog hoffnungsvolle Jüngere wie Eulenberg an's Licht. Aber Alles, was er darbot, bekam einen etwas kühlen, norddeutschen Unterton; selbst wenn es sich um Arthur Schnitzler handelte. Die ganze Art, die ganze Brahm'sche Schule — — wenn man so sagen darf, — — war auf dem Naturalismus gegründet. Nun, und der hat nun wohl in jener Form, die Ende der achtziger und anfangs der neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts in Berlin emporwuchs, seine Mission erfüllt, ist bereits in einer Metamorphose begriffen. Sein kalter Trunk hat uns erfrischt, aber wenn man nichts als eiskalte Getränke zu sich nimmt, bekommt man schließlich das Frösteln. Und daher glaube ich, daß man nicht sagen könnte, Herr Brahm sei der deutschen Bühne zu früh gestorben, denn das Ziel, das er sich vor einem Vierteljahrhundert gesteckt, hat er glänzend erreicht, und daß er sich seitdem noch neue Ziele gesteckt, ist nicht bekannt geworden, auch kaum wahrscheinlich. Natürlich hätten wir ihm alle ein viel längeres Leben gewünscht — — er ist nur 56 Jahre alt geworden! — — und sicherlich hätte er noch viel Ersprießliches geleistet, hätte er überhaupt im Geschirr bleiben wollen. Aber eine größere Bedeutung für das deutsche Theater als ihm heute bereits zugesprochen wird, hätte er wahrscheinlich in Jahren weiterer Thätigkeit auch nicht erlangt. Er hatte eben die Aufgabe, die er sich vorgesetzt, erfüllt, er ist als ein beneidenswerth erfolgreicher Mann in's Grab gesunken.

Die Vorstellungen, die Brahm uns im Lessingtheater gab, wurden hier fast ohne Widerspruch als mustergültig, als die besten und charakteristischsten angesehen, deren sich die Reichshauptstadt rühmen konnte. Wie oft habe ich es bedauert, daß grade die besuchenden Amerikaner meistens zu einer Zeit — — im Sommer — — kamen, wo Brahm und seine Leute pausierten. Jetzt wird es auch ohne Brahm noch anderthalb Jahre so weiter gehen, denn er hatte sich ja einen Stamm von Schauspielern herangezogen, auf die er sich verlassen konnte, die seinen Geist völlig begriffen hatten. In anderthalb Jahren zieht bekanntlich der junge Barnowsky, der jetzige Leiter des „Kleinen Theater," in's Lessingtheater ein, aber mit einem anderen Ensemble. Er hat übrigens schon so viele Proben einer gediegenen modernen Kunstanschauung gegeben, daß man allgemein Gutes von ihm erhofft. Das gegenwärtige Brahm'sche Lessingtheaterensemble dagegen wird, wie ich Ihnen schon früher berichtet habe, eine Sozietätsbühne bilden, mit der ausdrücklichen Absicht, in den Wegen Brahm's weiter zu wandeln. Ihr Heim aber werden die Sozietät im Herbst 1914 in der jetzigen Kurfürstenoper aufschlagen, die für den neuen Zweck natürlich baulich verändert werden soll.

* * *

Brahm war in so fern ein Unikum unter den modernen Theaterdirektoren, als er einen ganz bestimmten Stil kultivierte, eine Theorie hatte, und mit Energie verfolgte, und dennoch erfolgreich war. Die meisten Berliner anderen Theaterleiter pflegen heute von der Stillosigkeit zu profitieren, oder doch die Ueberzeugung zu hegen, daß nur dann Geld verdient werden könne, wenn man so vielseitig wie möglich ist. Max Reinhardt verlegte sich erst auf die Kammerspiele, dann zog er mit mächtigen Geräusch in die Cirkus-Arena, und seitdem ist er eigentlich nur zum Besuch in Berlin. Er ist in der Sprunghaftigkeit seines unzweifelhaften Talentes überhaupt der stärkste Gegensatz zu Brahm, von dessen Hamburger Zähigkeit der Ungar Reinhardt natürlich nichts abbekommen hat. Auch von dessen künstlerischen Gewissenhaftigkeit so gut wie nichts. Wenn bei Reinhardt ein Stück einstudiert worden ist, wenn die Kritik im Hause ist und der Herr des Hauses sich auf Reisen befindet, dann kann man's erleben, daß die Schauspieler auf die Bühne sich untereinander besser amüsieren, als das Publikum im Zuschauerraum. Man macht Witze mit einander, die eben nicht in den Rollen stehen, man lacht sich ungeniert aus und treibt ganz offen sogenanntes „Schindluder". Das Publikum ist zwar auch hier in Berlin in den meisten Fällen von einer wahren Lammsgeduld, aber ich glaube, das Ende der Geduld wird doch bald erreicht sein. Schließlich muß doch auch ein bezahlt habendes Publikum darauf reagieren, wenn ihm von der Bühne herunter hartnäckig zu verstehen gegeben wird, daß es eigentlich de trop sei, daß man es nur im Hause dulde. Vielleicht weiß Reinhardt garnichts davon, vielleicht hat er gelegentliche Klagen in den Zeitungen aus Zeitmangel nicht lesen können; aber seine Frau hätte es ihm mittheilen sollen, denn die ist manchmal als Frau Heims doch dabei, wenn die Schauspieler unverantwortlich extemporieren. Immerhin, wenn's auch zu einem ernstlichen Protest käme: Reinhardt braucht sich dann nur mit einer neuen Inszenierung wieder besondere Mühe zu geben, und Alles ist vergessen und vergeben. So groß ist seine Reputation und so bedeutend ist sein Regie-Talent, und so beliebt ist er in Berlin. Von ihm aber zu erwarten, daß er einen ganz bestimmten Stil mit Liebe und Sorgfalt pflege, daß er sich darauf beschränke, wäre Thorheit: ihm gehört, wie er sicherlich glaubt, die ganze Welt, und so ist er trotz allem Talent der Gefahr nicht entgangen, ein Allerweltes-Theatermann zu werden. Otto Brahm war so viel mehr. —

Es mehren sich die Anzeichen, daß man überhaupt in ein paar Jahren keine Theater mehr in Berlin finden wird, die sich auf die Pflege einer bestimmten Art von Bühnenwerken beschränken. Sogar das mächtige Metropoltheater mag es in absehbarer Zeit aufgeben, den Berliner „Lebeleuten" unter der falschen Vorspiegelung einer „Revue" dieselben, oder wenig veränderten Schaustellungen von jungen Mädchen in dürftigen Bekleidungen, von eindeutigen sogenannten Witzen, von stereotypierten Tänzen und so weiter darzubieten. Was in der gegenwärtig dort langweilenden „Revue" an Ereignissen des letzten Jahres nicht Revue passiert, davon ließe sich in der That eine effektvolle „Revue" konstruieren; und ich wundere mich bloß, daß noch kein Berliner Theatermann diese Idee aufgegriffen und ausgeführt hat. Da der zweite Rang des Metropoltheaters auch als „Exchange" für „Lebemänner" und „Lebedamen" unter der vielfachen Konkurrenz zu leiden beginnt, würde ich nicht im mindesten überrascht sein, wenn die nächste Saison auch in diesem großen Vergnügungstempel an der Behrenstraße einen Systemwechsel brächte.

Ferner halte ich das Residenztheater an der Blumenstraße — die alles andere eher als blumig ist, — — für reif, das heißt für veränderungsbedürftig. Schon die letzten Jahre von Richard Alexanders Herrschaft waren nur ein matter Abglanz der früheren Herrlichkeit, die Lautenburg bekanntlich inszeniert hatte. Als ich mir unter der neuen Direktion zum Beginn dieser Saison den „Herrn von Nummer 19" angesehen hatte, — — das heißt nur zur Hälfte, denn das Ganze konnte ich nicht aushalten, — — wurde es mir klar, daß selbst das gegenwärtige Stammpublikum des Residenztheaters bald mit seiner Geduld am Ende sein müsse, wenn es immer wieder dieselben alten Sexualspäße ohne die versöhnende Grazie Alexander's vorgesetzt bekomme. Seitdem hat der schlimme „Herr von Nummer 19" den stupiden „Gemüthsmenschen", und diese wieder der verblaßten „Prinzenerziehung" Platz gemacht, aber Platz bleibt immer noch genug übrig im Hause, sobald die erste Neugierde der alten Anhänger des einst beinahe fashionablen Theaters gestillt ist. Vielleicht wendet sich's noch einmal zum Guten, wenn am ersten Januar dort der neuste Schwank von Maurice Henequin und Pierre Veber, „Madame la Presidente" zur Aufführung kommt, der eben in Paris einen schallenden Erfolg gehabt hat. Aber der rechte Glaube daran fehlt mir.

Auch das „Trianon"-Theater, das derselben Art huldigt wie das Residenztheater, hat seine Repertoire-Schwierigkeiten und experimentiert. Wie mir scheint, mit mangelndem Erfolg. Fern sei es von mir, die Leistungen der Schauspieler in den Verdacht zu bringen, daß sie geringer seien als früher, oder zu behaupten, daß die gegenwärtigen Leiter der beiden Bühnen nicht das genügende Urtheil und Geschick in der Auswahl der Stücke besäßen; nein, ich glaube, daß Publikum hat endlich genug bekommen von einer Kost, die ewig dieselben Laszivitäten serviert. Sind doch auch Anzeichen vorhanden, daß man sich in Paris derart übergessen hat, in Paris sogar, wo diese Kost bodenständig ist, und wo sie mit der pikanten Sauce einer graziösen Sprache serviert wird. Wir hier in Berlin bekommen diese Reizmittel ja überhaupt nur als eine Art von „canned goods", in langweiligen deutschen Blechbüchsen aufgetragen.

Noch eine ganze Reihe Berliner Theater könnte ich anführen, wo ein Physiognomiewechsel droht, notabene wenn überhaupt eine Physiognomie vorhanden gewesen ist. Das „Theater am Nollendorfplatz" heißt jetzt, was wir fünf Jahre lang „Neues deutsches Schauspielhaus" zu nennen gewohnt waren. Es hatte unter Alfred Halm's Leitung, uns zwar, abgesehen von der Großen Oper, so ziemlich alle Arten von theatralischen Genüssen im bunten Wechsel dargeboten. Shakespearesche Tragödien, Burlesken mit Gesang und Tanz, modernsten Naturalismus und Nestroy'sche Gemüthlichkeit, aber grade deßhalb glaubte man es hier mit einem „Charakter" zu thun zu haben, nämlich mit dem „Charakter" des typischen deutschen Stadttheaters, wie man's in jeder „besseren" Großstadt antrifft. Seitdem der Dreimaskenverlag diese Bühne übernommen, hat sie es mit der Modernisierung des Offenbach'schen „Orpheus" und mit dem „Kismet" versucht, und mit beiden ist sie hinter den Erwartungen derer weit zurückgeblieben, die hier ein ganz bestimmtes „Genre" kultiviert zu sehen wünschten.

Mir scheint, die vielen „Pleiten" haben unsere Theaterleiter ganz nervös gemacht; in dem Bestreben, nur ja dem bunten Publikum die Geschmackswünsche von den Lippen abzulesen, lassen sie sich die „Leitung" des Theaters aus den Händen winden und verlegen sich auf planloses Experimentieren. Brahm hatte Ueberzeugungen, der brauchte nicht zu experimentieren.

August Spanuth.

New Yorker Plauderei.

Greenpoint als Sündenpfuhl. — Nette Ueberraschung. — Bruder Elt. — Menschikoff's Mutter.

Nach den Lorbeeren eines Parkhurst gelüstet es offenbar den Rev. Dudley Oliver Osterheld, Pastor der Greenpoint Method. Episkopal-Kirche. Schon kürzlich hatte er die Schankwirthe jenes Stadttheils zu einer Predigt eingeladen, um sie vor dem Dämon Alkohol zu warnen und ihnen an's Herz zu legen, schleunigst dem Metier eines Erfrischungsraths zu entsagen und sich einem gottgefälligeren Berufe zu widmen. Der Erfolg seiner Bekehrungsversuche war nun ein sehr negativer, und nun in der Erkenntnis, daß an den bösen Wirthen Hopfen und Malz verloren, will er seine Amtsbrüder in Greenpoint für einen Kreuzzug gegen das Trinkübel und speziell den Sabbathfrevel gewinnen. Er plant die Absendung einer Delegation von Pastoren an Mayor Gaynor, und um sich beim städtischen Oberhaupt „gut einzuführen", hat er schon am Sonntag eine Philippika gegen die Polizei vom Stapel gelassen.

Nach Ansicht des geistlichen Herrn sind die Zustände in Greenpoint „einfach haarsträubend." Am Tage des Herrn sehe man Betrunkene schaarenweise auf den Straßen, das Sabbathgesetz werde in flagrantester Weise verletzt, und alle Woche würden dutzendweise im Manhattan Ave.-Polizeigericht junge Mädchen eingeliefert, die dem Laster verfallen wären.

Es ist füglich zu bezweifeln, daß Pastor Osterheld unter seinen Amtsbrüdern der verschiedenen Konfessionen die Unterstützung erhalten wird, die er erwartet. Monsignore O'Hare von der St. Antonius Kirche, einer der geachtetsten Geistlichen Greenpoint's erklärte, als er von Pastor Osterheld's Kreuzzug hörte, das Folgende:

„Die Zustände in Greenpoint waren niemals besser als heute. Es giebt hier keine Spielhöllen, keine verrufenen Häuser, und der Stadttheil ist so rein in moralischer Beziehung, wie irgend einer in New York.

Nach Pastor Osterheld aber ist Greenpoint, wie er sich in einer Predigt ausdrückte „Das Vorzimmer der Hölle."

* * *

Ein Bruder hilft dem andern in der Noth, sagt schon Jesus Sirach, und Walter Cervantes, ein Augenarzt folgte dem Bibelspruch, als vor längeren Zeit ein Patient, der sich durch Mitgliedskarte als Bruder-Elt legitimirt, das nöthige Kleingeld für die Behandlung gerade nicht bei sich hatte und dafür einen Check über $19 auf die Greenwich Bank in Zahlung gab, der später mit dem ominösen Vermerk „No funds" zurückkam. Bei der Untersuchung war dem Arzt indeß der eigenthümliche Bau der „brüderlichen" Augen, von denen eins kurz-, das andere weitsichtig war, aufgefallen, und so benachrichtigte er die zum Elt-Verband gehörenden Kollegen, auf dem Auslug nach dem Checkschreiber zu sein.

Am letzten Donnerstag erhielt nun der Augenarzt Paul Berger Besuch von einem Mann, der die bewußten Augen hatte. Berger benachrichtigte seinen Kollegen und dieser die Polizei, und ein Detektiv verhaftete später den Mann, der sich als Leonard Oppenheim zu erennen gab, in einem Laden an West Broadway. Weitere Opfer der brüderlichen Liebe meldeten sich, als die Verhaftung bekant wurde, und der mit dem Check über $277.50 reingefallene Hauptleidtragende Elt Alfred Schickerling, ein Juwelier wurde auserwählt, als Kläger gegen Oppenhei aufzutreten. Dieser versuchte im Morrisania-Gericht zuerst, die Anklage auf Kleindiebstahl zu reduziren. Als ihm dies mißlang, verzichtete er auf ein Verhör und wurde von Richter Herbert unter $2500 Bürgschaft für die Grand Jury festgehalten.

* * *

„Max und Moritz, diese Beiden . . ." scheinen sich neben Münchhausen zwei brave Buben zum Beispiel genommen zu haben, welche in den acht Tagen seit ihrem Verschwinden aus Mama's und Papa's Machtbereich mehr erlebt haben wollen, als sämmtliche Helden auf den Wandelbilder-Bühnen zusammen. Wenn man auch die beiden jugendlichen „Abenteurer", die da auszogen, um in Freiheit dressirt aufzuwachsen, nicht ein Sterbenswörtchen von ihrer ganzen Erzählung glaubt, so ist es doch unbestreitbare Thatsache, daß sie dem Schrecken sämmtlicher Schwerverbrecher New Yorks, dem Hilfs-Kommissär Dougherty eine derartige Ueberraschung beibrachten, daß dieser Mund und Augen fast gleich weit aufriß.

Der Herr Polizei-Kommissarius machte die Beanntschaft der beiden „Abenteurer", als er am Sonntag bei seinen Schwimmexperimenten das Parkway Bad aufsuchte, woselbst sich allsonntäglich die Getreuen des „Polar Klubs" versammeln. Die Thür war verschlossen, aber aus dem Schornstein stieg dicker Rauch gen Himmel. Man vermuthete zuerst, daß Freunde sich einen Witz leisteten und die Thüre verschlossen hielten. Um so größer war die Ueberraschung, als man endlich Einlaß fand und sich zwei kleinen Knirpsen gegenübersah, welche klappernd vor Frost vor dem Ofen standen, in welchem ein lustig Feuerchen brannte, und Kartoffeln in der Asche brieten. Der Polizeipascha schritt sofort zur Vernehmung, und wer beschreibt sein Erstaunen, als ihm die beiden Kerlchen „auf Ehre und Gewissen" versicherten, daß sie die letzten Nächte im Stalle der Polizeiwache an der Bedford Ave. zugebracht hätten, ohne daß sie von den Beamten bemerkt worden seien. Dougherty kam die Sache etwas unglaublich vor, und er versuchte mit Hilfe aller Kniffe des „dritten Grades" die Freibeuter auf die Nieren zu prüfen. Die aber blieben dabei, daß die Polizeistation ihr Hauptquartier gewesen sei.

Die Kinder wurden der Polizei übergeben und standen wiederum zähneklappernd, diesmal aber nicht vor Kälte, sondern vor Angst, im Kindergericht vor „seiner Ehren", welcher sie bis auf Weiteres in Gewahrsam behielt. Die beiden Helden sind der 10 Jahre alte Joseph Schrinsky und sein um zwei Jahre älterer Freund Frank Chesesse. Von den Eltern der Ausreißer war die Polizei darum ersucht worden, einen Generalalarm nach den Burschen auszusenden. Die Polizisten der Bedford Ave.-Revierwache weisen die Behauptung der jugendlichen Globetrotters, in den Polizeiställen genächtigt zu haben, als unwahr zurück und erklären, die Burschen stammen in direkter Linie von Münchhausen ab.

* * *

Was eine russische Inquisitionskammer zu bedeuten hat, darüber brauchte Leonid Menschikoff, der frühere Chef der Geheimpolizei in Moskau, keine Aufklärung zu erlangen. Nach seiner jüngsten Erfahrung auf Ellis Island weiß der gewiegte Polizeibeamte nun auch, was die amerianische Inquisition bedeutet, und zwar mußte Menschikoff die Erfahrung an seiner leiblichen Mutter machen. Leonid Menschikoff, den viele seiner hiesigen Landsleute noch immer für einen Spitzel der russischen Geheimpolizei halten, ließ seine 64 Jahre alte Mutter mit dem Dampfer „Czar" nach New York kommen. Als die Frau, Alexandra Menschikoff, eintraf, war sie leidend. Sie wurde nach dem Long Island-Hospital gebracht, und der Sohn bezahlte die Kosten für die Verpflegung der Mutter, bis sie nach Ellis Island überführt werden konnte. Auf Ellis Island wurde Frau Menschikoff von den Einwanderungsärzten mit dem Attest, daß sie an einem Herzklappenfehler und an Altersschwäche leide, bedacht, und infolge dieses Attestes ward sie der Inquisition vorgeführt. Der Sohn erschien als Zeuge vor dieser Behörde, und es trat zu Tage, daß seine eigene Familie sich in der Heimath befindet. Trotzdem er erklärte, daß er für seine Mutter auf's beste sorgen werde, wurde die Frau auf das ärztliche Attest hin ausgeschlossen. Dem Sohne bleibt nur der Ausweg, gegen das Deportationsurtheil zu appellieren, wenn er die ohnehin durch die Strapazen der Reise geschwächte Mutter nicht den Unbilden einer zweiten Seereise in dieser Jahreszeit aussetzen will.

Das Modell.

Skizze von Henri Duvernois.

Autorisierte Uebersetzung von N. Collin.

Die kümmerlichen Landstriche, durch die der Zug dahinrollte, kündigten Paris an. Gérard-Amadée Foissenange blickte auf seine schlafende Frau. „Sie erscheint mir häßlich," dachte er, „weil wir von Italien zurückkehren. Paris wird mir auch entsetzlich vorkommen. Aber sind wir erst in unserem Heim angelangt, so wird sich alles ändern. Ich werde eine entzückende Häuslichkeit vorfinden, für die meine Schwiegereltern, ohne zu rechnen, eine Menge Geld ausgegeben haben. Ich werde ein behagliches Arbeitszimmer haben, — mein Traum — und ein Sammetjackett werde ich tragen können. Auf Büttenpapier wird mir die Tinte aus einer goldenen Feder fließen. Saftiges Wildbret und feuriger Wein wird zu meiner Stärkung da sein. Teufel auch! Ich bin vierunddreißig Jahre alt, da heißt es arbeiten, um einen Namen zu erringen . . . Wenn ich nicht vollständig glücklich bin, muß die Literatur die Leere ausfüllen und meine Einbildung befriedigen. Für eine verheirathete Frau ist Berthe ein wenig zu reservirt, dann ist sie auch ein bißchen eckig, so daß sie eigentlich mehr Achtung als Liebe einflößt. Aber ich bin ganz zufrieden, und man kann doch nachhelfen. Zuerst muß sie sich schönes Haar besorgen, denn wir haben das Geld dazu . . . dann wird sie durch mich die für die Frau eines Künstlers wohl angemessene nothwendige Klugheit erlernen. . . . Es ist nicht recht, daß sie ihr Gesicht ganz zeigt; das Profil ist hundertml hübscher. . . . Bin ich aber dumm! Jetzt sehe ich sie im Profil, nein sie sieht doch viel hübscher en face aus. . . . Dann hat sie einen griechischen Zug. . . . Ach, ich gleiche wirklich allen Dichtern; ich weiß nicht was ich will. . . . ."

„Woran denkst Du, Männe," fragte Berthe erwachend.

„An Dich, liebes Herz," antwortete Gérard-Amadée. „Gleich sind wir da. Ich will das Handgepäck herunternehmen. Setz Deinen Hut auf."

Frau Foissenange starrte ins Leere, der Mund war vom Schlaf noch halb geöffnet und die Augen hatten einen verstörten Ausdruck.

„Wo sind wir?" murmelte sie, denn sie wurde langsam und schwer munter.

„Wir sind in Paris. Da sind schon die siebenstöckigen Häuser, und man spürt bereits den Geruch der Vorstadt, der nicht an den Duft blühender Orangen erinnert. Deine Eltern erwarten uns wohl auf dem Bahnhof, nicht wahr?"

„Nein, Männe, Papa und Mama schrieben, daß sie uns allein lassen, wollen, damit wir die Ueberraschung besser genießen, wenn wir unsere Einrichtung sehen." — — —

Es war in der That eine Ueberraschung! Zuerst durchschritt Gérard-Amadée Foissenange den protzigen Salon, der vollkommen wie eine Konditorei aussah. Durch das Eßzimmer, das an ein dunkles Bierlokal mit unechten Butenscheiben erinnerte, gelangte er in sein Arbeitszimmer.

„Ach," stöhnte er, „hier sieht es ja wie in einem Bankgeschäft aus. Was sind denn das für fürchterliche grüne Mappen: Unerledigte Angelegenheiten, Buchführung, Unbeantwortete Briefe. Großer Gott, es fehlt nur noch ein Gitter, ein Schalter und eine Kasse."

„Mama ist kein Romanschriftsteller," wandte Berthe ein. „Sie hat nur die praktische Seite ins Auge gefaßt, und ich muß ihr recht geben. Schlechte Werkzeuge gibt es nicht, nur schlechte Arbeiter. Möchtest Du mir vielleicht sagen, ob Du nicht auf der Schreibmaschine ein Meisterwerk zustande bringen kannst? Ich finde hier alles so hübsch, daß ich vor Freude weinen könnte. Bei jedem Schritt, den ich mache, fühle ich die gute Absicht der Eltern heraus! Sieh Dir einmal die Bilder an! Es sind keine Landschaften, lauter Genrebilder haben wir. Und Du kannst mir glauben, daß sie geradezu vollendet sind. Man könnte stundenlang davor stehen und alle kleine Einzelheiten bewundern. Zum Beispiel das große im Salon, das einen Kunstliebhaber bei einem Antiquitätenhändler darstellt, ist so gut gemalt, daß man den Preis lesen kann, der auf jeder Nippsache vermerkt ist! Augenblicklich ist in unserer Wohnung nur die Leitung für das kalte Wasser in Ordnung, aber wir haben auch warmes Wasser. Das Telephon ist in der Portierloge, und die Portierfrau bedient es immer, außer wenn sie auf den Markt geht, oder wenn sie das Haus reinigt. Ueber uns wohnt ein Klavierlehrer, hörst Du, ein Lehrer, der uns beständig umsonst schöne Musik macht! Die Treppe ist ein wenig unbequem, wie in den meisten Häusern, die Fahrstuhl haben, aber ewig wird er doch nicht repariert werden. Alle Zimmer sind geheizt, außer dem Eßzimmer, dem Schlafzimmer und Deinem Arbeitszimmer. Mama schrieb mir aber, daß wir kein Feuer im Kamin machen sollen, weil die Kamine in den Häusern mit Zentralheizung mehr zur Parade dienen. Aber all diese Kleinigkeiten gehen mich allein an. Jetzt arbeite Du; fange gleich an, um unseren Einzug gut einzuleiten!"

„Erlaube, daß ich mich erst wasche. Ich werde nach dem Mädchen klingeln."

„Sie heißt Solange. Mama hat sie gemiethet, sie soll wie ein Pferd arbeiten können. Augenblicklich hat sie Geschwüre: eins auf der rechten Hand und eins auf der Wange, das sich entzündet hat. Sie geht aber trotzdem aus. Sie sagte: Wenn ich auch die Rote bekommen sollte, darum würde ich doch weiter arbeiten. Nimm Dir ein Beispiel daran, Männe, die Schriftsteller sind ein wenig faul."

Als Gérard-Amadée Foissenange sich gewaschen hatte, nahm er auf einem harten Sessel Platz, den wohl ein den süßen dichterischen Träumen feindlich gesinnter Tapezierer ersonnen haben mußte. Er ergriff einen Federhalter, der eines Buchhalters würdig gewesen wäre, und zuckte entsetzt vor dem quadratförmig liniierten Papier zurück. Aber er hatte diese Arbeitslust, die die Bequemsten nach einer langen Periode von Unthätigkeit ergreift, und er empfand jenen merkwürdigen Geisteszustand, den man mit Schreibhunger zu bezeichnen pflegt. Er schrieb. Nach einer Stunde kam Berthe im Schlafrock und steckte neckisch den Kopf zur Thür hinein. Wie sie sagte, hatte sie es sich bequem gemacht, und in einem Barchentkleid, das fettige Haar zu einem Knoten auf dem Scheitel zusammengezwängt, schien sie ihre eigene Reinmachefrau zu sein.

„Na, bist Du gut im Zuge?" fragte sie mit gerunzelter Stirn.

Ob er gut im Zuge war! Foissenange hatte sich auf dem Papier gerächt. An seiner mit allen modernen Unbequemlichkeiten ausgestatteten Wohnung hatte er in der Phantasie ein ideales Heim geschaffen, das weit wie ein Palast und traulich wie eine Hütte war, in dem man das frische murmeln eines Baches und die geflüsterte Sinfonie unsagbar schöner Musik hörte. Dort weilte nun eine Frau. Was für eine Frau war es! Der Verfasser hatte, um sich selbst ein Vergnügen zu machen, sie herrlich geschaffen, ohne sich über den weiteren Verlauf seiner Erzählung den Kopf zu zerbrechen. Die Schilderung begann mit den geheimnisvollen Worten; „Und im Hause weilte eine Frau. Sie hieß Purpurine. . . . ."

„Lies mir vor, was Du geschrieben hast," drängte Berthe.

Er zögerte und bedauerte jetzt seine Ungeschicklichkeit. Berthe würde natürlich gleich merken, daß er seine Heldin üppig mit allen physischen und geistigen Vorzügen geschmückt hatte, die ihr selber abgingen. . . .

Da sie sich über sein Schweigen wunderte, begann er:

„In dem Hause weilte eine Frau. Sie hieß Purpurine. Alle, die ihr voll ins Gesicht sahen, riefen: Sie ist so schöner als von der Seite. Wandte sie aber den Kopf leicht herum, rief man wieder: Nein, im Profil ist sie doch noch schöner. Einmal hatte sie den blendenden Schimmer der Diamanten, dann wieder das zarte Schillern der Perlen. Wie ein Glorienschein umgab sie ihr schweres goldiges Haar. Zärtlich leuchteten ihre Blicke und jede Bewegung ihrer Lippen war wie ein Kuß. Lächelnd und strahlend war ihr Erwachen. Wie in Licht gebadet war ihr biegsamer Nacken, ihre zarten Arme . . . . ."

„Halt ein!" rief Berthe. Und sie erklärte ihm nur: „Du Böser! Ich bin ja ganz beschämt. Wenn ich bedenke, daß Tausende das alles lesen werden! Ach! Ach! Ach! Ich möchte mich unter dem Tisch verstecken. . . . Aber lieber will ich Dir doch einen Kuß geben! Es ist wirklich fein, was Du da geschrieben hast, wirklich nicht banal! Im Grunde weißt Du, bin ich eine Frau, und wie alle meine Schwestern bin ich kokett . . . . . Und jetzt ist es mir auch gleich, Männe, da ich einmal angefangen habe, Dir als Modell zu dienen, thue ich es auch weiter. Aber vielleicht übertreibst Du Schatz: Mit den Augen der Liebe sieht man alles schöner!"

So hielt sie sich also für Purpurine! Gérard-Amadée Foissenange jubelte innerlich darüber und segnete diese bornierte Eitelkeit, durch die er in seinem Werk ohne Hindernisse fortfahren konnte. Als er seine Heldin sterben ließ, beweinte Berthe ihren eigenen Tod und stotterte:

„Ich frage mich nur, wo Du den Muth hernehmen kannst, so etwas zu schreiben."

Nachdem der Roman erschienen war, sah man Berthe überall. Ihre Freundinnen bedauerten sie heimlich: „Armes Ding! Wenn man bedenkt, daß sie all die Schändlichkeiten, die ihm zweifellos irgendeine Geliebte eingab, gelesen hat," und sie wunderten sich, sie so vergnügt mit so schelmischer Miene umhergehen zu sehen, wie jemand, der ein Geständniß, das er auf der Zunge hat, nicht zu machen wagt. Purpurines Geschichte war entstanden und vergangen, ohne andere Kommentare hervorzubringen. Foissenange ruhte sich aus. Dann träumte er von weniger abstrakter Literatur, blickte um sich und nahm die Gewohnheit an, Worte, die er gehört hatte, aufzunotieren, weil sie einen so weiten Ausblick auf die Unendlichkeit der menschlichen Dummheit gaben. Er erkannte bald, daß er in dieser Hinsicht einen unerschöpflichen Schatz in der Person seiner Frau an seiner Seite hatte. Und er faßte einen ganzen Band ihrer Aussprüche zusammen:

„Wenn ich eine Villa hätte, möchte ich sie ganz klein, und ich würde sie „Mir genügt's" nennen. Wir würden niemanden empfangen. Oder nein, lieber würde ich sie: „Mein Empfang" heißen."

„Neulich kommt ein Millionär zu meinem Mann und sagt: „Ich habe Sie schon so oft gelobt!" „Ich habe mich nicht geniert, ihm ins Gesicht zu sagen: Haben Sie denn eins seiner Bücher gekauft?" Wirklich, niemand kauft mehr Bücher."

„Mein Mann sagt mir alles, was er thut. Er nennt mich den Wald. Das ist doch nett und poetisch!"

„Gérard ist wirklich reizend zu seinen Freunden. Beständig spricht er von einem gewissen Balzac wie von einem Genie. Ich möchte gern wissen, was dieser Balzac von ihm sagt. So oft ich mich darüber wundere, meint er: „Laß doch, laß doch". Aber er weiß mir nichts zu erwidern."

Die Notizen häuften sich derartig, daß Foissenange bald einen Roman daraus machte. Nun kam der verhängnisvolle Moment, da er ihn seiner Frau vorlesen mußte. Ihr Eheleben war da Stunde auf Stunde aufnotiert und Berthes Aeußerungen in ihrer ganzen wahren Köstlichkeit aufgeschrieben! Niemals würde sie es begreifen, daß man sich dem Altar der Literatur opfern müßte. Es würde einen furchtbaren Auftritt geben, auf den zweifellos